

## Der Sprung

*Xu Lizhi, 24, ist Bauernsohn, Wanderarbeiter und Dichter. Am Tag schraubt er bei Foxconn iPhones zusammen, nachts verleiht er dem Bodensatz der chinesischen Gesellschaft eine Stimme. Bis er sich aus dem Fenster stürzt. Trifft uns Schuld an seinem Tod?*

Von Kai Strittmatter, Süddeutsche Zeitung, 20./21.06.2015

Eine Schraube fällt zu Boden

In dieser Nacht der Überstunden

Fällt schnurgerade

Mit einem leisen Pling

Keiner wird aufblicken

So wie beim letzten Mal

Als in einer Nacht wie dieser

Ein Mensch zu Boden fiel

Am 30. September 2014 um 12.08 Uhr verlässt der 24-jährige Xu Lizhi zum letzten Mal seine Wohnung im fünften Stock eines Wohnblocks im Shenzhener Stadtteil Longhua. Um 14 Uhr betritt er den Aufzug des AAA-Büro- und Einkaufszentrums, nicht weit von seiner Arbeitsstelle, dem Elektronikkonzern Foxconn. Er fährt in den 17. Stock. Die Überwachungskamera zeigt, wie er zum halb geöffneten Fenster geht und davor stehen bleibt. Er schaut hinaus. Steht einfach da, und schaut, eine Minute, zwei Minuten. Steht da noch immer nach drei Minuten, vier Minuten, und

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

schaut. Dann, es sind fünf Minuten vergangen, klettert er auf die Fensterbank. 17 Stockwerke.

Zehn Stunden später, Punkt Mitternacht, mit dem ersten Pulsschlag des 1. Oktober, Chinas Nationalfeiertag, taucht auf seinem Mikroblog eine von ihm vorprogrammierte Nachricht auf. Es ist nur eine Zeile, sie lautet: „Ein neuer Tag“.

Das Leben, am Ende. Bauernkind, Wanderarbeiter. So nannten sie ihn vor jenem Tag: die Familie, die Fabrik, die Nation. Einer von 300 Millionen Arbeitern, die vom Land in die Stadt ziehen. Heute nennen sie ihn einen Dichter, Kritiker feiern ihn. Guo Jinniu, selbst Wanderarbeiter, selbst Dichter, selbst eines der Millionen Krabbeltierchen in den Eingeweiden dieser Stadt, sich Tag für Tag mit neuem Trotz imprägnierend, steht an der Brüstung eines Hochhauses und blickt hinab auf die Straßen des Viertels. Es sind die Straßen, die Xu Lizhi entlangging, Morgen für Morgen wieder „den Mut von hundert Jahren“ sammelnd, Mut, den er den eigenen Worten zufolge brauchte, um sich auf den Weg zur Fabrik zu machen. Guo ist doppelt so alt wie Xu, er kannte die Verse des Jüngeren. „Am Ende“, sagt also Guo, „am Ende zählt nur das Leben, oder?“

Es zählen nicht die Erwartungen der Familie und nicht die Aktienkurse der Apples und Samsungs und Huaweis. Es zählen nicht die iPhones und iPads, die der eine in China todmüde zusammenschraubt und deren Display der andere in Europa wohligherregt streichelt. Und ist das nicht der größte Nutzen der Literatur? Dass sie dich dein eigenes Leben ausloten und das der anderen nachempfinden lässt? Am Ende aber haben auch die Gedichte keine Bedeutung. Am Ende zählt nur das Leben.

„Und ihr, ihr im Westen, interessiert euch das?“ Noch einmal Guo Jinniu, Arbeiter, Dichter, Vater. Die Frage schnellte hervor. Interessiert uns das? Ein Leichnam, der einen fremden Namen trug. Zwei Handvoll Asche, verstreut in den Wellen der südchinesischen See. Der Tod eines jungen Mannes im Bezirk Longhua, in der Stadt Shenzhen, in der Volksrepublik China. „Ich sage, es muss euch interessieren, wenn ihr euch menschlich nennen wollt!“ Sein Blick: lauend. „Jedes einzelne unserer Leben geht euch etwas an. Selbst wenn es bei uns hier, in China, keinen Pfifferling wert wäre, selbst wenn es den eigenen Eltern egal wäre. Ich sage, ihr tragt Verantwortung.“

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Shenzhen. Vor etwas mehr als drei Jahrzehnten war das ein schläfriges Fischerkaff im Perflussdelta unweit von Hongkong. 30 000 Einwohner damals. Mehr als zehn Millionen heute. Größer als Hongkong. Größer als New York. Wirtschaftsleistung der Stadt im vergangenen Jahr: 260 Milliarden Dollar. Mehr als Irland, mehr als Chile, mehr als Vietnam. Das Spielzeug der Welt, die Turnschuhe der Welt, die Smartphones der Welt – made in Shenzhen und Umgebung. In Chinas Wirtschaftswunder ist das Perflussdelta der Maschinenraum. Ein Schlund, der sie alle schluckt, die Bauernsöhne und -töchter, die aus dem ganzen Land staunend herbeiströmen, manche die ersten Wochen in den Hügeln zwischen den Bauerngräbern schlafend, bevor ein Fabriktor sich auftut.

Als er nach Shenzhen kommt, 2010, schreibt Xu Lizhi schon Gedichte, er veröffentlicht sie auf einem eigenen Blog. Aber er ist ein Dichter, den die Monotonie des Fließbands „zu einer alten Statue“ erstarren lässt. Ein Dichter, der die zehn Minuten für einen Vers der bleiernen Müdigkeit abringen muss, die ihn von nun an nie mehr loslässt. Er ist ein Dichter in weißer Schutzuniform, die nur einen Schlitz freilässt für das Augenpaar, mit dem der Arbeiter seine eigenen drei Handbewegungen kontrollieren soll. Bewegungen, die er 40 000 Mal am Tag ausführen muss, wenn es zum Beispiel seine Aufgabe ist, das Objektiv eines iPhones in eine kleine, staubfreie Box zu stecken. Er vergleicht sich und seine Kollegen in der Fabrikhalle mit den Soldaten der Terrakotta-Armee des ersten Kaisers. Militärisch gedrillte Befehlsempfänger waren die Terrakotta-Soldaten. Außerdem waren sie – das spricht er nicht aus – Grabbeigaben.

Die Stadt, die Fabrik und der Tod. Der Dichter hat hier seinen Stoff gefunden. Oder vielmehr: Der Stoff hat ihn gefunden. Es ist nun sein Leben, das ihn begräbt, Schicht um Schicht.

*Vor vielen Jahren*

*Betrat er diese aufblühende Stadt*

*Auf dem Rücken sein Bündel*

*Voller Mut und Kraft*

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Wer entscheidet, wo einer zur Welt kommt? Was macht einer hier im Weiler Dongliao? Zwischen Bergen und Reisfeldern, zwischen Zuckerrohr und Litschi, zwischen Froschteich und Banyanbaum? Zwischen den geduckten, einst weiß getünchten und nun in Flecken zerlaufenden Hofhäusern, in denen ein paar Alte ausharren, und den nebenan sich triumphierend erhebenden dreistöckigen Zementkästen, in die stolz jene einziehen, denen die Kinder aus der Stadt Geld schicken? Was also macht so einer? Er haut ab. So wie alle abhauen. Die Tochter des Nachbarn. Der große Bruder. Die ganze Klasse. Das ganze Bauernvolk überall in China. Es ist ein Naturgesetz. „Ob ich in die Stadt gehöre?“, fragt Xu Lizhi einmal. „Ich musste die Heimat verlassen. Sie nennen das ‚Entwicklung‘“. Die Dörfer bluten aus.

War es schlecht hier in Dongliao? Nein. Glücklicherweise seien sie gewesen, sagt sein Bruder Xu Hongzhi. Sie spielten auf dem Feld, in den Bergen, versteckten sich in verlassenen Häusern, auf deren Holztüren noch heute die in breiten Strichen gepinselten Kalligrafien von einst zu lesen sind. „Arbeit ist glorreich“, rufen sie einem entgegen, und: „Merzt den Kapitalismus aus, rühmt das Proletariat“. Gebote der Kulturrevolution.

Xu Lizhi war das Nesthäkchen, acht Jahre jünger als der große Bruder. Der Bruder hat ihn geliebt, den Kleinen, auch wenn der Kerl bisweilen nervte. Er musste oft auf ihn aufpassen, wenn die Eltern auf dem Feld waren. Leere Zigarettenschachteln falteten sie zu Fliegern, füllten sie mit Sand und bewarfen einander damit. Nachts huschten ihre Schatten durch die engen Gassen des Dorfes. „Wir spielten Verstecken, manchmal Krieg, jagten einander von Baum zu Baum“, schreibt Xu Lizhi. „Manchmal trat einer von uns dabei ein Küken tot.“ Der Vater spielte die Yehu, eine zweisaitige Laute, die Mutter, eine Christin, las ihnen aus der Bibel vor. Sie verstanden nicht viel von den fremden Erzählungen, aber sie spürten: Es sollte sie trösten, wappnen für das da draußen.

Die Schule war in Yuhu. Dort, wo sich das Grün der Reisfelder und Palmen auflöst in Wolken aus Gipsstaub. Xu Lizhi war kein besonders guter Schüler. Nein, allzu verschlossen hat ihn sein Chinesischlehrer nicht in Erinnerung: „Ein wenig rebel-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

lisch, das war er.“ Xu verschlang wie andere Jugendliche auch die populären Wuxia-Romane, Abenteuerbücher über die Rebellen und die Kampfkunst des alten China. Eine Zeit lang fieberte er mit bei der TV-Show „Happy Boys“, einer Art „China sucht den Superstar“. Xu hängte sich Poster der jungen Kandidaten an die Wand. „Er wäre so gern auch ein ‚Happy Boy‘ geworden“, sagt sein Bruder. Xu bat den großen Bruder, ihm eine Gitarre zu kaufen, gab aber die Musik bald auf. Bei der Aufnahmeprüfung zur Hochschule kam er auf 341 Punkte, zu wenig. Von den 2000 Schülern in Yuhu schafft es pro Jahrgang kaum eine Handvoll auf die gute Hochschule in der nahen Stadt Jieyang. „Der Unterricht auf dem Land ist einfach nicht gut genug“, sagt der Bruder. „Wir haben nicht dieselben Chancen wie die Stadtkinder.“ Der Vater hoffte, Xu Lizhi werde an der Berufsschule Computerwartung lernen, so wie sein Bruder. „Aber er war ratlos, traurig“, sagt der Bruder. „Die Stadt reizte ihn, die große Welt.“

Irgendetwas musste doch passieren. Er war jetzt 18. Ging kurz beim Bruder in die Lehre, in der Kreisstadt, warf wieder hin.

Irgendetwas musste doch passieren. Er war jetzt 19. Stolperte über den Roman „Leben“ von Yu Hua, einem der spannendsten modernen Autoren Chinas. „Mir war, als wachte ich auf wie nach einem langen Winterschlaf“, schrieb er in seinem Mikroblog. Für das Kurztagebuch hatte er sich jetzt ein Konto bei Sina Weibo, Chinas Twitter, eröffnet. „Die Literatur rettete mich aus Trübsal und Ratlosigkeit.“

Irgendetwas musste doch passieren. Er war jetzt 20. Verkaufte in einem Laden in der Kreisstadt Geldzählapparate. Er gewöhnte sich an, am letzten Tag eines jeden Monats zum Friseur zu gehen. Neuer Haarschnitt, neues Glück. „Stets war ich danach voller Hoffnung auf den neuen Monat“.

Im Dezember 2010 fällt er die Entscheidung. „Ein Neustart. Alles auf Los“, schreibt er. „Die Sonne geht auf, unter den Füßen nun ein Weg.“ Die Stadt also.

*Einige Jahre später*

*Steht er an einer Kreuzung dieser Stadt*

*In den Händen seine Asche*

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*Blickt sich verloren um*

Ein Volk auf Wanderschaft. Vom Dorf in die Stadt. Vom Feld ins Wohnheim. Vom Gestern ins Morgen. Chinas Regierung hat große Pläne für Shenzhen, will die Stadt nun zur Speerspitze von Innovation und Hightech machen, iPhone-Hersteller Foxconn will seine Arbeiter schrittweise durch Roboter ersetzen. Aber noch schlagen in den Robotern der Stadt Herzen, noch tragen sie Namen wie Xu Lizhi. Wanderarbeiter. 274 Millionen von ihnen zählte die Regierung Ende vergangenen Jahres, wahrscheinlich sind es mehr. Sie sind die Kohle, die den Kessel am Dampfen hält. Sie alle sind auf der Suche. Nach einem Auskommen, nach ihrem Glück. Sind die einen verglüht, kommen neue, der Nachschub ist schier endlos.

Shenzhen ist gut zu manchen. Shenzhen ist brutal zu vielen. Die Stadt ist jung, tolerant, ohne Geschichte, ohne den Dünkel der großen alten Städte. Hier kann man es schaffen. „Es ist einmalig, wie diese Stadt einen aufnimmt“, sagt eine Lehrerin aus dem 800 Kilometer entfernten Changsha, 46 Jahre alt und vor drei Monaten hier angekommen. „Ich fange ein neues Leben an.“ Hier ist jeder ein Einwanderer.

Xu Lizhi aber nennt den Ort einmal den „Friedhof unserer Jugend“. Shenzhens Arbeiter sind bei ihm „im Sumpf des Lebens zappelnde Ameisen“. Die Fabrik verlangt Unterwerfung. Die Stadt Opfer. Der Schlüssel zum Stadtleben ist in China der Hukou, der Meldeschein der Einheimischen. Zugewanderte bekommen keinen Hukou, auch nicht nach zwanzig Jahren in der Stadt. Ohne ihn aber sind sie ein Leben lang Geduldete nur, Entrechtete. Sie müssen ihre kleinen Kinder im Dorf zurücklassen bei den Großeltern, zehn, zwölf Jahre lang, die Wanderarbeiter. Ihre Kinder dürfen in Shenzhen nicht in die Schule, sie selbst sind hier kaum versichert. Hier ist jeder ein Exilant.

„Es hat euch keiner gezwungen, Wanderarbeiter zu sein“, fährt der Schichtleiter Xu Lizhi einmal an. Darf man den Menschen ihre Hoffnungen vorwerfen? Der 17. Februar 2011 ist sein erster Arbeitstag bei Foxconn. Nachtschicht. „Es ist nicht so schlimm, wie ich befürchtete. Viel zu tun, kaum Zeit nachzudenken“, schreibt er. Öde, ja, „aber auch sorgenfrei“. Er notiert in den nächsten Tagen peinlich genau seine Ausgaben: eine Rolle Toilettenpapier 3,5 Yuan (50 Cent), ein Essen 4 Yuan (60 Cent), In-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ternet-Café 8 Yuan (1,20 Euro), ein kleines Gebäck 1,5 Yuan (20 Cent). „Ich hatte mich schon gegen das Kuchlein entschieden. Aber ich hielt es dann doch nicht aus . . . super lecker!“

Jede Woche gibt es einen freien Tag. Anfangs ist Xu der Abenteuerreisende. „Ich habe einen neuen Kontinent entdeckt“, jubelt er: die städtische Bibliothek. „Jetzt weiß ich, wofür es sich zu leben lohnt.“ Daneben Shenzhens größte Bücher-Mall. „Ein Meer voller Bücher! Wo soll ich bloß anfangen?“ Xu ist euphorisch. Er besucht auch die „Bookbar“, einen kleinen Buchladen mit Café, 24 Stunden geöffnet, eine Oase der Ruhe und der Kultur, die genauso auch in Taipeh, Tokio oder New York stehen könnte. In Sesseln lümmeln Studenten, versunken in ihre Bücher. Der Espresso kommt aus einer italienischen Maschine. Der Barkeeper presst frische Säfte: Kumquat und Limone, das Glas für 38 Yuan, fast sechs Euro. Die weite Welt.

Am Nebentisch sitzt eine Frau und liest einen Gedichtband. Sie heißt Yan Hong und ist Reiseführerin. „Es muss brutal sein für die Neuankömmlinge“, sagt Yan Hong. „Ich glaube, es war zu unserer Zeit einfacher, wenn du vom Land kamst. Ich bin jetzt 38 und selbst in der Stadt geboren. Der Abstand zwischen uns und den Bauernkindern war nicht so groß damals. Als ich klein war, trug ich selbst auch geflickte Hosen.“ Die Kluft zwischen Arm und Reich ist explodiert in China, Das Land nennt sich noch immer sozialistisch – und ist doch längst „eines der ungleichsten Länder der Welt“. So steht das wörtlich in einem Bericht des Internationalen Währungsfonds vom März.

Als Bauernsohn konnte einer einst aufsteigen in China. Und heute? „Hast du fast keine Chance mehr“, sagt Yan Hong. „Gleichzeitig siehst du um dich herum, was die anderen essen, du siehst, wie sie wohnen – und du weißt: Dahin kommst du nie. Du wirst das nie essen, nie dort leben.“

Auf die Glastür der „Bookbar“ ist ein Spruch geklebt: „Selbst wenn die Stadt im Dunkel versinkt, leuchtet dir hier ein Licht.“ Ein Versprechen. Für Xu Lizhi war es eine schmerzhaft Erfahrung: Die Stadt verspricht, aber sie hält nicht.

*Ich schluckte einen eisernen Mond*

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

*Sie nennen es eine Schraube*

*Ich schluckte die Fabrikabwässer*

*Die Arbeitslosenpapiere*

*Die Jugend, vor die Maschinen gebückt*

*Stirbt vor ihrer Zeit*

*Ich schluckte die Schuftereier*

*Ich schluckte das verrostete Leben*

*Jetzt kriege ich nichts mehr runter*

*Alles, was ich geschluckt habe*

*Quillt aus meinem Rachen hervor*

*Ergießt sich über dem Land meiner Vorfahren*

*In ein schändliches Gedicht*

Eisen. Blut. Tod. Davon redet der Poet. Für die Liebe hat er genau einen Vers übrig: „Gehabt. Erlebt. Verpasst.“ „Wie gerne würde auch ich den Wind, die Blumen, den Schnee und den Mond besingen“, schreibt dieser Dichter. „Aber ich rede über Blut, denn ich kann nicht anders.“ Er redet über seinesgleichen, über die Männer ohne Frauen, über die Frauen, die sich prostituieren. Er redet über die Straßenhändler aus dem Norden, die von der Polizei gejagt, über die Arbeiter aus dem Westen, die von den Maschinen zermalmt werden. Er redet über die Stadt, die „uns ihre Abwässer in die vertrockneten Venen spritzt“.

Man kann Foxconn eine Fabrik nennen, so wie man zu einem iPhone auch Telefon sagen kann. Die Firma beschäftigt zu Spitzenzeiten 1,3 Millionen Menschen, die meisten in China. Sie stellen nicht nur für Apple iPhones und iPads her, sondern auch für Amazon den Kindle, für Sony die Playstation, für Microsoft die Xbox und für Nintendo die Wii-Konsole. Geschätzte 40 Prozent der weltweit verkauften Unterhaltungselektronik kommt aus den Hallen von Foxconn.

Allein die 20 Jahre alte Fabrik in Shenzhens Longhua-Bezirk beschäftigt im Moment mehr als 200 000 Arbeiter, es waren auch schon mal 400 000. Auf dem drei



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Quadratkilometer großen Gelände stehen Werkshallen, Wohnheime, Banken, Supermärkte, Restaurants, Basketballfelder, Cafeterien, ein Schwimmbad und ein Krankenhaus. Die Fabrik hat eine eigene Feuerwehr, eine eigene Polizeiwache und einen eigenen Fernsehsender. Hier müsste einer sein Leben lang nicht mehr raus, wenn er nicht wollte. Foxconn in Shenzhen ist eine eigene Stadt. Über einen Mittelsmann, der für die Stadtregierung hier Inspektionen durchführt, kann man sich im Auto hineinschleusen lassen. „Schau“, er deutet nach oben: Man sieht den Himmel hier nur mehr durch die engen Maschen großer Netze, jedes Gebäude ist von einem solchen Netz umkränzt. „Damit keiner mehr springt.“ Der Inspektor verbessert sich: „Damit keiner mehr hier auf dem Gelände springt.“ Die Netze wurden angebracht im Jahr 2010, nach einer Serie von 14 Selbstmorden, die Foxconn und Apple weltweit in die Schlagzeilen brachten. Neulinge mussten hernach eine Klausel im Arbeitsvertrag unterschreiben, wonach sie „das Leben lieben“.

Nun gehört Foxconn mit Sicherheit nicht zu den schlechtesten Arbeitgebern in Shenzhen. Manche würden sogar sagen: Wer Glück hat, der landet bei Foxconn. Der Konzern bezahlt seine Arbeiter, und zwar pünktlich, das ist schon einmal alles andere als selbstverständlich. Es gibt Sozialleistungen. Die Zahl der Überstunden ist firmenintern auf 60 pro Monat begrenzt seit den Selbstmorden von 2010, ebenso die Zahl der Arbeiter, die sich im Wohnheim ein Zimmer teilen: Es sind jetzt nur mehr acht. Es gibt eine psychologische Beratung und eine Hotline. Unter der Nummer 78585 – auf Chinesisch klingt das wie „Bitte helft mir, helft mir!“ – kann anrufen, wer etwas auf dem Herzen hat. Einerseits.

Andererseits hat die Firma einen Chef, den Taiwaner Terry Gou, der für seinen Jähzorn bekannt ist. In seinen Fabriken lässt er einen paramilitärischen Führungsstil durchexerzieren. Im Januar 2012 ließ Terry Gou eine Feier für sein Management-Team im Zoo von Taipeh ausrichten. Danach konnte man in der Zeitung WantChina Times nachlesen, dass Terry Gou den Direktor des Zoos um Tipps gebeten habe. Schließlich seien seine Arbeiter „wie alle Menschen auch Tiere“, sagte Terry Gou: „Die Frage, wie ich eine Million Tiere managen soll, bereitet mir Kopfschmerzen.“ Die Foxconn-Leute in Shenzhen haben das gelesen. Einer zuckt mit den Schultern: „Du gibst am Werkstor deine Seele ab“, sagt er.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Furcht kriecht in das Leben von Xu Lizhi. „Noch nie hast du einen vorsichtigeren Menschen gesehen als mich auf dem Weg von der Wohnung zur Werkshalle“, schreibt er schon nach vier Monaten bei Foxconn: „Ich setze Schritt vor Schritt, als balancierte ich auf einem Hochseil, auf einer dünnen Eisfläche.“

Unweit des Werkstores, in einem Café, sitzen nach Schichtende bei Pizza und Bier vier Zugezogene. Ruhig, wach, schlau. Sie sprechen über ihre Arbeit, über ihre Heimat, über Musik und Poesie. Sie tragen Nikes, Jeans, Kapuzenpulli. Es könnte eine Runde Studenten sein, in Berlin, Edinburgh, Boston. Es sind vier Wanderarbeiter bei Foxconn. Sie wollen ihre Namen nicht in der Zeitung lesen.

Der Jüngste stammt aus dem Bergland von Guangxi, Chinas Armenhaus, er ist 23 Jahre alt und steht am Fließband. Der Ingenieur von der Ostküste, 30 Jahre, Hochschulabschluss, arbeitet ebenfalls am Fließband. Der am Mittellauf des Jangtse geborene Bibliothekar, 28 Jahre, auch er studiert, hat sich von der Werkshalle in die Fabrikbücherei hochgearbeitet. Dann ist da noch der Kontrolleur aus Zentralchina, 28 Jahre. Sein Job war es, die Leistung der Kollegen mit der Stoppuhr zu messen und hochzutreiben. Er hat vor Kurzem gekündigt, macht jetzt Musik, trat auch schon im Fernsehen auf mit seinem Lied: „Unser sehnlichster Wunsch ist ein Acht-Stunden-Tag“. Er schläft bei Freunden, Geld hat er keines mehr. „Dafür“, sagt er im Gespräch, „habe ich mein Leben zurück.“

**Jüngster:** Ich bin vor Freude in die Luft gesprungen, als ich den Job bei Foxconn bekam. Foxconn! Mit Überstunden kam man auf 3300 Yuan im Monat (500 Euro). Das war unglaublich. Im Oktober 2012 hatte ich meinen ersten Arbeitstag. Was war ich aufgeregt. Ich konnte kaum atmen. Seither bin ich eine Maschine. Manchmal versuche ich, einen Gedanken zu fassen, aber da ist nur Taubheit.

**Ingenieur:** Als es 2010 die vielen Selbstmorde gab, da war ich sehr bedrückt. Das war ansteckend, wie ein Virus. Ich schrieb sogar mein Testament. Foxconn war ein isolierter Ort. In der Mensa lief nie der Fernseher, nie das Radio, kein Laut. Selbst beim Essen war keinem zum Reden zumute. Die Wachmänner waren verrückter als heute, schikanierten uns. Am schlimmsten war der Hallenleiter. „Komm her, friss dei-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ne Scheiße!“, brüllte er uns an, oder: „Ich brech’ dir deine verdammten Hundebeine!“  
So war das damals.

**Jüngster:** So ist das noch heute.

**Ingenieur:** Ich rief damals auch unsere Hotline an. „Na und?“, sagten sie.

**Jüngster:** Keiner wagt es heute, dort anzurufen. Wenn du es tust, dann schicken sie sofort deinem Vorgesetzten eine E-Mail mit deiner Personalnummer.

**Kontrolleur:** Die sind nicht unabhängig bei der Hotline. Man bleibt nicht anonym. Sie wollen dich identifizieren als Problemfall und dann loswerden.

**Ingenieur:** Bei uns in der Halle ist letztes Jahr auch eine gesprungen, eine Frau. Auf einmal war sie weg. Da war die Angst wieder da. Vor dem Virus. Dass es wieder losgeht mit den Selbstmorden.

**Bibliothekar:** Xu Lizhi war ein Dichter. Dichter sind nun mal sensibler.

**Kontrolleur:** Er machte sich Gedanken, hatte Träume. Und musste dann erleben, was wir alle erleben. Manche ertragen das eben, andere nicht. Ich habe seine Gedichte gelesen, am besten finde ich das mit dem Eisenmond und der Schraube. Ich konnte gar nicht zu Ende lesen, hätte beinahe auch alles rausgekotzt. Viele Leute haben ja solche Gedanken. Aber sie trauen sich nicht, sie zu Ende zu denken. Denken ändert ja eh nichts. Die Würde des Menschen – hier ist sie käuflich, für einen Lohnzettel.

**Ingenieur (spöttisch):** Also jetzt sagt mir mal bitte konkret, woran ihr Bücherleser leidet. Du sprichst von Leiden? Von mir aus. Aber ich, ich lebe an meinem Fließband in echter Furcht.

**Bibliothekar:** Dein Leid ist anders als unseres.

**Ingenieur:** Ich schufte zwölf Stunden jeden Tag, lasse mich beschimpfen und demütigen, jeden Tag, sechs Tage die Woche. Bei manchen Schichten weiß ich nicht, ob es Tag oder Nacht ist.

**Bibliothekar:** Und ich sage dir, wenn die Arbeiter die Wahl hätten, würden sie alle zwölf Stunden und mehr am Tag arbeiten. Weil es dann mehr Geld gibt. **Kontrolleur:** Das Gesetz erlaubt nur 36 Überstunden pro Monat. Aber jeder in der Fabrik

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

macht 50, 60 oder sogar 80. Das Grundgehalt von jetzt 2000 Yuan (300 Euro) ist mit Absicht so mager gehalten, davon kann kein Mensch existieren.

**Jüngster:** Einmal habe ich einen Streik organisiert. Weil mein Vorarbeiter mir die Überstunden gestrichen hatte, das ist fast die schlimmste Strafe für uns am Fließband. Ich musste mir Geld leihen von anderen, um über die Runden zu kommen. Wir wollten dann streiken – für mehr Überstunden! Aber die zehn Leute, die wir zusammengetrommelt hatten, die wollten am anderen Tag plötzlich nicht mehr.

**Ingenieur:** Die haben Frau und Kinder, wie ich. Die haben Angst.

**Jüngster:** Du bist verheiratet, dir geht es ja schon viel besser als uns. Die meisten von uns können sich keine Freundin leisten. Uns will doch keine, die Frauen wollen alle erst einmal Auto und Wohnung sehen.

**Ingenieur:** Ja, toll. Ich habe nachgerechnet: Wenn ich mir hier in Shenzhen eine Zwei-Zimmer-Wohnung kaufen wollte, müsste ich dafür zu den jetzigen Preisen 200 Jahre arbeiten.

*Verkaufen unsere Jugend,*

*Verkaufen unsere Kraft*

*Am Ende bleibt nur mehr ein Husten,*

*Ein Knochen, den keiner will*

Fließbandarbeit ist auf der ganzen Welt ein deprimierender Knochenjob. Aber das Perlflussdelta im Jahr 2014, das erinnert bei allen Parolen von Hightech und Innovation doch stark an das, was der Westen vor hundert Jahren erlebt hat. „Haben Sie ‚Moderne Zeiten‘ von Charlie Chaplin gesehen?“, fragt der Redakteur einer Shenzhener Literaturzeitschrift. „Das sind wir, hier und jetzt.“ Die Fabriken mögen heute sauberer und hübscher sein. Die Maloche und der Druck sind derselbe wie früher. Verboten sind: Sprechen am Fließband. Im Sitzen die Beine übereinander schlagen. Unangemeldet zur Toilette gehen. „Die Halle ist voller Maschinenlärm“, sagt einer der Foxconn-Arbeiter. „Aber sobald ein Mensch ein Geräusch macht, gar eine Liedzeile singt, dann ist das wie ein schriller Misston, der alle aufschreckt.“ Xu Lizhi sah seine Jugend

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

„langsam zurechtgepresst, geschliffen und gefaltet zu ein paar mageren Zetteln: das nennen sie dann einen Lohn“.

Es ist die Tragik der Generation von Xu Lizhi, der in den Neunzigern Geboren, dass sie etwas vom Leben erwarten: Würde, Freiheit, Sinn. Anders als ihre Vorgänger, anders als der Arbeiter und Dichter Guo Jinniu: „Wir Älteren, wir suchten schlicht das nackte Überleben. Mehr nicht. Wir waren ein hartes Leben gewohnt.“ Guo war zwei Jahrzehnte vor Xu Lizhi nach Shenzhen getrieben worden. Die Jungen seien anders, sagt er, umsorgt von den Eltern, weicher. „Sie stellen Fragen ans Leben: Was soll das alles? Sie haben einen Traum, wollen hoch und weit fliegen.“ Und landen dann doch im selben Käfig wie die Alten. „Daran zerbrechen Menschen.“

Sie suchen die große weite Welt, und sie finden Foxconn und Shuidou Xinwei, ein schnell hochgezogenes Viertel, in dem Tag und Nacht ähnlich schwer auseinanderzuhalten sind wie in der Werkshalle. „Billigere Zimmer finden sie in ganz Shenzhen nicht“, wirbt eine Hausmeisterin. Von der Hauptstraße aus ist es, als zwänge man sich durch einen Spalt in ein Höhlenlabyrinth. Dutzende von zehnstöckigen Wohnblocks, jeweils kaum zwei Armlängen voneinander gebaut. „Kusshäuser“ nennen die Leute die Gebäude: Weil sich vom Fenster des einen zum Fenster des anderen Hauses hier leicht die Münder zweier Liebender finden könnten. Wären die Fenster nicht alle vergittert.

Nummer 59/60, fünfter Stock: Hier hatte sich Xu Lizhi eine Kammer gemietet. 350 Yuan, knapp 50 Euro im Monat. „Eng, feucht, kein Sonnenstrahl das ganze Jahr“, schreibt er. „Hier esse, schlafe, scheiße, denke ich. Hier huste ich, hier platzt mir der Schädel.“ Jedes Mal, wenn Xu die Wohnungstür öffnet, kommt er sich vor, „wie ein Toter, der langsam den Deckel seines Sarges beiseite schiebt“. Der Boden der Gassen ist nass und schmierig von den Ausdünstungen der Häuser und von den Waschmaschinen, die im Freien stehen. Ein Aushang sucht „Nebenfrauen– für die Bedürfnisse reicher Geschäftsleute aus Hongkong und Taiwan“. Gerne im Zweitjob.

Die Schichtarbeit, die feuchte Wohnung, sie fordern bald ihren Preis. Schon wenige Monate nach Ankunft in Shenzhen klagt Xu Lizhi über Schlaflosigkeit, Dauer-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

husten und Migräneattacken, die ihn „brüllend wie ein Tsunami“ überfallen. Nicht nur er, auch „der Schmerz macht Überstunden“.

Er flieht. Ins Lesen. Li Bai, Du Fu, Shakespeare, Baudelaire, Faulkner, Tagore, Rilke, Adonis. Er flieht ins Schreiben. Manchmal wird eines seiner Gedichte gedruckt, in einer Lokalzeitung, im Werksblatt von Foxconn. „Dieses Glück kann man mit Geld nicht kaufen“, notiert er in seinem Mikroblog. Bald schreibt er auch Filmkritiken: Ein Artikel über die „Truman Show“ in der Werkszeitung bringt 100 Yuan (15 Euro), doppelt so viel wie ein Gedicht. „Sei fleißig, der Tag wird kommen!“, notiert er. Dann wieder ist er deprimiert, wenn seine Gedichte abgelehnt werden, oft mit dem Hinweis: „Zu düster“. Im Internet findet er Gleichgesinnte, er, der von sich sagt, er sei sich selbst sein einziger Freund („Manchmal haben wir Streit, wir beide, manchmal prügeln wir uns, dann aber wieder umarme ich mich ganz fest“). Ran Qiaofeng, 23, Fließbandarbeiter aus Sichuan und Gründer des Arbeiterdichterklubs mit inzwischen mehreren Tausend Mitgliedern, ist so ein Internetfreund: „Ich glaube, die Poesie war für uns beide ein Fenster“, sagt Ran: „Du stellst dich einfach ans Fenster und brüllst alles raus.“ Dabei hätte Xu Lizhi schon gerne auch Zuhörer gehabt. Im „Letzten Willen eines Dichters“ beschreibt er den Frust eines Poeten, der „voller Zorn seine Gedichte wie Blitze in den Himmel schleudert“, in der Hoffnung, wenigstens im Weltall Leser zu finden.

Wie er es gefunden hätte, dass soeben ein Buch erschien, das alle seine Gedichte vereint, herausgegeben von Qin Xiaoyu, einem renommierten Peking-er Literaturkritiker? Dass der in Berlin lebende Yang Lian, einer der meistübersetzten chinesischen Dichter, den Band „ein herausragendes Werk der modernen chinesischen Literatur“ nennt? Qin Xiaoyu war auf Xu Lizhis Blog gestoßen, hatte ein paar Mal mit ihm telefoniert, wollte ihn gewinnen für Unsere Verse, einen Dokumentarfilm, den er gerade drehte über Chinas Wanderarbeiterdichter. „Xu ist einer der Besten“, sagt Qin Xiaoyu. „Einer von ganz unten, einer, der mitten aus dem Leben schreibt und Erschütterndes zu berichten hat.“ Der Sozialismus, sagt der Dichter Yang Lian, rede seit Jahrzehnten tagein, tagaus vom Volk. „Aber bislang war das ein stummes Volk. Jetzt kommen diese Dichter vom Bodensatz der Gesellschaft und verleihen den Stimmlosen mit einem Mal eine Stimme. Das ist nicht nur eine Infusion von Leben und Seele für den

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

blutleeren Literaturbetrieb. Das ist eine Stimme für die Unterschicht Chinas, aus der längst die Unterschicht der globalisierten Welt geworden ist.“ Foxconn zum Beispiel: Die Arbeiter sind aus China, der Boss ist aus Taiwan, die Profite gehen an Apple, und wir alle streicheln die Geräte.

Die Kommunistische Partei findet sich dabei in einer besonderen Rolle wieder: Einst an die Macht gekommen als Kämpferin fürs Proletariat, steht sie mit einem Mal auf der Seite der Ausbeuter. „Die Partei und die an ihren Strippen tanzenden Gewerkschaften sind in China die Komplizen der Unternehmer“, sagt der 41-jährige Zhang Zhiru, ein Arbeiteraktivist in Shenzhen. Manches habe sich verbessert, berichtet Zhang, geprügelt zum Beispiel werde heute kaum noch, auch gebe es gute neue Gesetze. „Aber was helfen Gesetze, wenn sie bloß auf dem Papier stehen und die Arbeiter weiter nichts zählen?“ Zhang Zhiru macht eigentlich nichts anderes, als die Arbeiter über ihre im Gesetz festgeschriebenen Rechte aufzuklären. Dafür muss er sich von der Polizei eine „Krebszelle unseres Systems“ nennen lassen. Zhang hat Frau und Tochter, dreizehn Mal musste die Familie in den vergangenen zwei Jahren umziehen, weil die Polizei immer wieder seine Vermieter unter Druck setzt. „Leider“, sagt er, „leben wir noch immer in einer menschenfressenden Gesellschaft.“

Aber Komplizen der Bosse sind nicht nur Partei und Regierung, Komplizen sind auch die ausländischen Konzerne, die ihre Aufträge an Subunternehmer wie Foxconn auslagern. Stephan Rothlin ist Schweizer, seit 1998 lebt er als Dozent und Unternehmensberater in Peking, ist spezialisiert auf Wirtschaftsethik. „Klar beuten einige ausländische Firmen China und Indien aus, eigentlich ist es noch viel schlimmer, als ich mir das vorgestellt hatte“, sagt er. Im allgegenwärtigen Gerede von der „Corporate Social Responsibility“ sieht er nicht mehr als ein „Feigenblatt“: „Schauen Sie sich doch das iPhone an: Die gewaltigen Profite bleiben bei Apple. Ein solch schneller Produktwechsel zu solchen Herstellungspreisen, das geht ja gar nicht ohne das, was Karl Marx einst Sklavenhaltergesellschaft nannte.“

Rothlin, muss man hinzufügen, ist kein Marxist und kein Revolutionär, in Europa würde er als konservativer Gelehrter durchgehen. Auch als solcher darf man die Praktiken von Konzernen wie Apple als fragwürdig empfinden: Seit Foxconn im Gefolge der Selbstmordserie von 2010 daranging, seine Arbeitsbedingungen zu verbes-

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

sern und die Löhne zu erhöhen, zieht Apple einen immer größeren Anteil der Aufträge bei Foxconn ab und schenkt sie dem Shanghaier Billigkonkurrenten Pegatron zu. Das iPhone 6 etwa kommt nun von Pegatron, einem Konzern, der seinen Arbeitern einer neuen Studie der Bürgerrechtsorganisation „China Labor Watch“ zufolge noch einmal 20 Prozent weniger als Foxconn bezahlt, und der sie so zu noch mehr illegalen Überstunden zwingt. Die Profitmarge beim iPhone 6 schätzt die Marktforschungsfirma IHS übrigens auf 69 Prozent, Samsung kommt demnach für seine Topmodelle auf 58 Prozent. Die Arbeitskosten wiederum machen IHS zufolge bei einem iPhone 6, Ladenpreis in Deutschland ab 699 Euro, weniger als vier Euro aus. „Für mich ein Grund, nicht in das Apple-Kloster einzutreten“, sagt Stephan Rothlin.

Xu Lizhi versuchte den Ausbruch aus dem Sklavendasein, er bewarb sich um eine Stelle in einem Buchladen, um eine in der Werksbibliothek. Kassierte Absagen. „Habe ich wirklich die einzige Chance, mein Schicksal zu verändern, verpasst?“, schreibt er im September 2013. „Wir alle wollen raus aus diesem Leben“, sagt sein Internetfreund Ran Qiaofeng. „Aber wir entkommen dem Fließband einfach nicht. Ich weiß nicht, warum. Ich weiß es nicht.“ In seinen Gedichten hat Xu Lizhi den Tod Hunderte Male geprobt. „Ein rechter Poet bringt sich um“, schreibt er einmal. Seiner Familie ruft er dies zu: „Als Asche, zerstreut in alle Winde, so sehen wir uns wieder“. Den Bruder, die Eltern, er vermisst sie. Er beschreibt den Geruch der Mondkuchlein zu Hause, das alljährliche Wiedersehen mit der Mutter beim Frühlingsfest („Ich kann mich gar nicht erinnern, wann du so klein geworden bist“). Aber er zeigt ihnen keinen seiner Verse. „Ich habe erst nach seinem Tod von seinen Gedichten erfahren“, sagt der Bruder. „Und jetzt bringe ich es nicht fertig, sie zu lesen. Es tut weh.“

Xu Lizhi weiß, dass die Asche seines Leichnams nicht im Heimatdorf bestattet werden wird: Wer eines unnatürlichen Todes stirbt, so will es die Tradition in Dongliao, der darf nicht mehr heimkehren, es ist ein alter Aberglaube. Aber die See war ihm eh lieb.

Im Frühjahr 2014 nimmt er noch einen Anlauf. Er kündigt bei Foxconn, reist in die Provinz Jiangsu. Sein Mikroblog schweigt. Keiner weiß, was Xu Lizhi in diesen Monaten tut. Im September kommt er zurück. Es ist seine zweite Ankunft in Shenzhen. Diesmal eine ohne die tröstliche Ungewissheit des Neuanfangs. Er weiß, was ihn



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

erwartet: dieselbe Werkshalle, die er eben noch eine „Hinrichtungsstätte“ genannt hatte. Am 26. September unterschreibt er einen neuen Vertrag bei Foxconn.

Vier Tage später, um kurz nach 14 Uhr, tritt der 24-jährige Xu Lizhi, Bauernsohn, Wanderarbeiter und Dichter, im 17. Stock des AAA-Büro- und Einkaufszentrums vor ein halbgeöffnetes Fenster. Er steht da und schaut. Vor dem Fenster das Panorama des chinesischen Traums: teure Mittelschichtapartments, ein Park, hinten ein Kindergarten, der in großen Lettern „Self Confidence“ verspricht. Nach fünf Minuten zieht Xu Lizhi sich hoch aufs Fensterbrett.

Kurz zuvor hatte er das Gedicht „Meine letzten Momente“ geschrieben. „Noch einmal möchte ich das Meer schauen“, beginnt es. Die letzten Zeilen:

Mir ging es gut, als ich kam

Mir geht es gut, jetzt wo ich gehe